Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937
1922

96 (6.4.1922) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage

Sie haben nicht d'ran gedacht.

Von Elisabeth Hammler (Eppingen).

1.

Im Hause des Ambrosius Grämlich gab es heute viel zu tun. Es war Freitag und am Sonntag sollte die Verlobung seiner einzigen Tochter gefeiert werden. Da durfte es an nichts fehlen.

Ein Kalb und ein Schwein wurde anfangs der Woche schon geschlachtet und seit zwei Tagen wurde gebacken und gerichtet, daß die Grämlichin fast nimmer zu Atem kam.

Vor einem großen Korb, der bis obenan gefüllt war, saßen zwei Mägde und schälten unter Lachen und Scherzen von den rotbackigen Aepfeln. Die Grämlichin stand vor einem großen Backtrog und bearbeitete den Kuchenteig.

Da ging leise, zaghaft die Türe auf und herein kam ein kleines, etwa sechsjähriges Mädchen. Das blasse, schmale Gesichtchen war wohl schon einige Tage nimmer gewaschen, das Kleidchen abgetragen und viel zu klein; an den zerrissenen Schuhen schauten vorn die bloßen Zehen heraus.

Es war die kleine Martha, deren Mutter seit zwei Wochen krank darniederlag. Der Vater des Kindes wurde im Krieg zum Krüppel geschossen und konnte seiner Beschäftigung im Kalkwerk nimmer nachgehen.

Da herrschte denn Not allenthalben.

Das kleine Mädchen streckte der Grämlichin einen Geldschein entgegen, den letzten, den sie daheim noch hatten:

„Zwei Eier für Mutter, Mutter ist krank," sagte das Kind bittend und seine großen Kinderaugen schauten verlangend nach den schönen Aepfeln im Korb und wanderten dann zu der Kiste am andern Eck der Küche, in der wohl an die hundert Eier lagen.

„Heut' kann ich dir keine Eier geben, ich brauch' sie zum Backen; vielleicht nächste Woche einmal," sagte in nicht gerade freundlichem Ton die Frau zu dem Kind.

In großem Staunen sahen die Kinderaugen die Frau an.

„Niemand will Mutter Eier geben," klagte das Kind und hielt mit Mühe die Tränen zurück. — Es war Ende November, wo auf dem Dorfe die Eier rarer sind wie in der Stadt.

Und abermal blieben die Augen des Kindes an den Aepfeln hängen.

„Geh' nur, ich kann dir keine Eier geben," sagte nun ungeduldig die Grämlichin, und das Kind ging.

„Ich hätt' der Kleinen einen Apfel geben sollen, aber ich hab' den Kopf so voll, da kann ich nicht gleich an alles denken," entschuldigte sich kurz nachher die Grämlichin bei ihren Mägden, die auffallend still geworden waren.

Vier Tage später stand der Kriegsinvalide trostlos vor einem frischen Grabhügel, an der Hand sein kleines Mädchen.

Frau Grämlich, die auch beim Begräbnis war, weinte erbsengroße Tränen. Daß das arme Weib so schnell sterben könnte, daran hat sie nicht gedacht.

2.

Es war zu Anfang der 90er Jahre, jener Zeit, als man im lieben deutschen Vaterland um das Wohl und Wehe unserer landwirtschaftlichen Bevölkerung so besorgt war, daß man die Grenzen öffnete und das Brotgetreide vom Ausland bezog, weil das Mehl von diesem Getreide schöner und leichter war als vom inländischen, vielleicht auch einige Pfennige billiger.

Der Landwirt mußte sich schinden und plagen und im Schweiße seines Angesichts wohl sechzehn Stunden täglich hart arbeiten, mußte dazu ein guter Patriot sein und als selbstverständlich hinnehmen, daß die Städter sich über den „dummen Bauer" lustig machten. Und weil der Bauer so dumm war und sich alles ruhig gefallen ließ, mochte er auch sehen, wie er seine Erzeugnisse los wurde.

Anfang November eines solchen Jahres war es, als der Bauer Hansjörg sich schweren Herzens auf den Weg machte in die Stadt. Vier Stunden hatte er zu gehen. Eine Fahrt mit der Bahn konnte er sich nicht leisten, weil er kein Geld dazu hatte.

Auf diesem Weg hatte er denn Zeit, über sich und sein Leben nachzudenken. Leicht hatte der Hansjörg es sein Lebtag nicht gehabt, aber so schlimm, wie in diesem Jahr war es ihm und den andern im Dorf noch nie gegangen. Von früh bis spät haben sie sich geschunden, das Feld hatte reichlich Früchte getragen, aber niemand nahm sie ab.

Etwa dreißig Morgen Ackerland bewirtschaftete der Hansjörg, der Speicher lag voll Getreide, im Stalle stand gemästetes Vieh, aber niemand wollte kaufen — auch das meiste Vieh kam damals vom Ausland — und die Kartoffeln hat der Hansjörg zu achtzig Pfennig pro Zentner abgeben müssen und war froh, daß eine Schnapsbrennerei ihm dieselben abnahm, er hätte die Kartoffeln sonst auch nicht losgebracht.

Mit dem Kartoffelgeld hat der Hansjörg gestern eine Arztrechnung und den Kaufmann bezahlt, der ihm Pflug und Egge geliefert hatte; in sechs Tagen — an Martini — wurde der Lohn für die Magd fällig, seine Kinder brauchten Schuhe für den Winter und der Bauer hatte nicht zehn Mark im Hause.

So hat er sich denn schweren Herzens auf den Weg gemacht, um den Brauereibesitzer in der Stadt zu bitten, ihm seine Gerste abzunehmen, damit Geld ins Haus käme.

Bangen Herzens stand der brave Hansjörg vor dem mächtigen Stadtherrn und bot seine Gerste an: schön war die Gerste und keinen Tropfen hatte es darauf geregnet während der Ernte.

Aber der Brauherr sagte dem armen Bauern kalt lächelnd, daß er bereits seinen Bedarf mit ausländischer Gerste gedeckt habe und nichts mehr gebrauche.

Tief niedergeschlagen machte sich der Hansjörg auf den Weg zum Getreidehändler.

„Ich beziehe den Weizen waggonweise vom Ausland," gab dieser herablassend Bescheid, „ich kann mich doch nicht mit euch Bäuerlein 'rumreißen". Und die Frau Gemahlin des Getreidehändlers, eine vornehme, elegante Erscheinung, die bei den letzten Worten eingetreten war, um den Herrn Gemahl zu einem Spaziergang abzuholen, lachte lustig auf, als ob ihr Ehegemahl den schönsten Witz geleistet hätte.

Da ballte der Bauer die Faust und ging.

Ein Geldverleiher half dem Hansjörg gegen Wucherzinsen aus der Not und als wiederum ein Jahr um war, konnte der Hansjörg weder die Schulden noch den Zins davon bezahlen. So ging es noch manches Jahr, trotz Plag und Mühe, und bald gehörte die Hälfte seines Grundbesitzes dem Geldverleiher in der Stadt.

Sechsundzwanzig Jahre später, im Sommer 1918 kehrte der Hansjörg eines schönen Tages von einer Fahrt nach der Stadt zurück. Ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust. Heute endlich hatte er dem Geldverleiher die Schulden bezahlen können.

Hansjörg setzte sich auf die Bank unter dem Lindenbaum vor seinem Haus — die Bäuerin hatte ihm soeben sein Vesperbrot hingestellt — und seine Gedanken wanderten zurück zu dem Tag, wo er gezwungen war, trotz Arbeit, Mühe und Ehrlichkeit zum Geldverleiher, oder wie der Hansjörg zu sagen pflegte, zum Halsabschneider zu gehen.

Just in diesem Augenblick kamen ein Herr und eine Dame auf den Hansjörg zu. Jedes trug eine Hamstertasche und der Herr noch einen Rucksack. Um Fleisch, Eier und Fett baten die beiden eindringlich und boten hohe Preise, und während sie auf den Bauer einredeten, legte dieser die Hand über die Augen und sann, wo er die Beiden schon gesehen habe.

Plötzlich veränderte sich Hansjörgs Gesicht und mit groben, harten Worten jagte er die Städter von seinem Hof.

Er hatte den Getreidehändler und seine Frau Gemahlin erkannt.

„Sind das rohe, herzlose Leute auf dem Land'," klagte im Fortgehen die Städterin und wischte sich mit dem Spitzentaschentuch die Tränen aus den Augen.

„Der Städter kann verhungern, was fragt der Bauer danach!" pflichtete entrüstet der ehemalige Getreidekönig seiner Frau bei.

Daß er vor 26 Jahren genau so gehandelt hatte wie heute der Bauer, daran hat der Städter nicht gedacht.

3.

An einem schönen Spätherbsttag stand der Michel von Wucheringen mit seinem Weibe und seinem Buben, dem Franz, in der Scheune und hechelte Hanf.

Alle drei zeigten ein zufriedenes, fröhliches Gesicht. Die Ernte war gut ausgefallen, der Herbst nicht minder und gestern hatte eine Kuh gleich zwei Kälblein zur Welt gebracht. Nun rechneten sie miteinander aus, daß sie dieses Jahr mindestens dreißigtausend Mark erübrigen würden.

Es fing in der Scheune an zu dunkeln. Der Michel zündete die Laterne an. Das glimmende Streichholz fiel auf den Hanf. Im Nu stand ein Armvoll Hanf in Brand.

Die Grete schrie laut auf, der Michel fluchte und ließ seine Augen ratlos in der Scheune umherwandern; es war kein Wasser zur Hand. Der Franz allein behielt den Kopf oben, riß drei Dreschflegel vom Nagel und kommandierte:

„Macht vorwärts! Schlagt das Feuer aus!" und nun fingen alle drei an, auf das Feuer loszudreschen: tick-tack-tack, tick-tack-tack.

Hei, wie die Funken stoben! Aufwärts, abwärts, seitwärts; im Nu brannte die Scheune an allen Ecken und Enden und der ganze Jahresgewinn und noch mehr war beim Teufel.

Daß man Feuer nicht ausdreschen kann, daran haben sie nicht gedacht.

Deutsche Selbsterkenntnis tut not.

(Zu dem Artikel „Ehe" im „K. Tagbl." Nr. 88.)

Was Ludwig Finckh in seinen Ausführungen in so eindringlichen Worten aussprach, verdient allen Dank, verdient besonders, daß es gelesen werde, von denen, die es angeht. Es tut not, daß man solche Verirrungen und solch zügelloses Verlangen an den Pranger stellt. „Hundeverhältnisse" brächten solche „Gastehen", meint Finckh, und das schlimmste: Kinder ohne „ehrliche Ahnen", Kinder, die nicht „zurückdenken dürfen". Welch eine Perspektive für unser Volk!

Aber solcher neuzeitlichen Wahngeburten menschlichen Denkens gibt es noch mehr. In einem Vortrag eines Kommunisten wurde der Schule der Vorwurf gemacht, sie erziehe die Jugend für die Reaktion, und zwar durch veraltete Mittel wie: Autorität, Religion, Dankbarkeit, Bescheidenheit, Sparsamkeit u. a. m. Solcherart erziehe man Knechte, keine freien Menschen. Man greift sich an die Stirn und frägt sich, ob die Welt wirklich zum Tollhaus geworden oder ob... Und wenn der Kommunismus heute den Massen predigt: „Es gibt kein deutsches Vaterland für euch!" dann hält man auch hier den Atem an, und mit Bangen sagt man sich: Wie? sollen alle unsere altüberkommenen Ideale in Scherben geschlagen werden? Und aus den tiefsten Tiefen unserer Seele steigt etwas hervor, bitter wie Galle und uns würgend, schließlich in einen Aufschrei ausbrechend: Was soll aus unserem armen Volke werden, wenn es solcherart seelisch vergiftet werden darf!

Empört möchten wir diese Wahnprediger und Irrlehrer zur Rechenschaft ziehen. Wer sind sie und was wollen sie? Schauen wir doch mal der Sache genauer auf den Grund: Die Wortführer dieser radikalsten, alles Bestehende zum Umsturz vorbereitenden Theorien sind nicht Deutsche, können es nicht sein, es sind — Ausländer. Es sind Leute, die verantwortungslos dastehen und handeln, sich gerne keinem Volke zurechnen, zum Teil Eigenvorteilen nachgehen, zum Teil im Dienste Anderer stehen, die sich im Hintergrunde halten. Es ist noch sehr die Frage, ob diese sog. „Volksführer" ihre Theorien privatim für sich selbst in die Praxis übertragen. Aber eines steht fest: Phantastische Theorien finden nirgends einen empfänglicheren Boden als bei den Schwärmern und Idealisten, den Deutschen. Diese Eigenheit trägt der Deutsche nicht erst seit unsern Tagen in sich herum, sie hat ein sehr altes Datum, und diese Eigenheit ist stets in Gesellschaft einer zweiten, nämlich seiner Leichtgläubigkeit. Und der Deutsche hat diese seine Eigenheiten schon mit vielen Enttäuschungen bezahlen müssen. Er schaut meist zu spät hinter die Kulissen und vergißt sich ganz in seiner Glaubensseligkeit. — Das „Prüfe!" und „Erkenne Dich!" ist ihm schon oft in seinem geschichtlichen Werdegang zur Warnung und Beherzigung vorgeführt worden, die Erfahrungen hätten ihm die Augen schon längst öffnen können.

Man kann in politischen Fragen verschieden denken, das sind Glaubenssachen so gut wie die religiös-kirchlichen Anschauungen — wie hier so ist auch dort Wahres und in Fanatismus Verzerrtes zu Haus — (NB.: nur der Unreife ist Fanatiker!), doch wo es sich um gemeinsame ideale Volksgüter von fundamentaler Auswirkung handelt, wo Sein oder Nichtsein eines Volkes davon abhängt, da kann es nur ein Zusammenfinden und Zusammenbleiben geben.

Heraus drum die Wehr, du deutsches Volk, wo man deine heiligsten Güter antastet! Unerbittlicher Kampf denen, die unser Volkstum zu untergraben sich vermessen!

O. Weigert.

Kleines Feuilleton

Was ist das Schwerste? Ein dänisches Blatt hat seine Leser gefragt, was sie für das Schwerste halten, und natürlich eine große Zahl von Antworten erhalten. Hier ist eine kleine Blütenlese aus den mehr oder weniger geistreichen Zuschriften. Das Schwerste ist: Ballettänzerin zu sein, wenn man über 150 Kilogramm wiegt, eine Frau zu finden, die nur einen einzigen Tag nicht ihre Freundinnen verklascht, seine ausgeliehenen Bücher wieder zurückzuerhalten, eine Frau zum Schweigen zu bringen, einen Floh zu fangen, wenn man Boxhandschuhe an hat, sich die Hühneraugen zu schneiden, wenn man einen Tausendfuß hat, morgens aufzustehen. Eine Frau, die offenbar sehr üble Erfahrungen gemacht hat, behauptet, das Schwerste sei, einen guten Mann für sich selbst zu finden. Eine Anzahl der Beantworter hat die Frage auch ernst genommen und Antworten geschickt wie: ohne Lüge durchs Leben zu kommen, gut zu sein, zu verzeihen usw.

Humor.

Zauberkünstler (zum Publikum): „Sehen Sie hier, meine Damen und Herren, ein magisches Kabinett. Welche Dame wäre bereit, sich hineinzubegeben? Ich schließe dann die Türe, und wenn ich sie wieder öffne, ist die Dame verschwunden." — Niemand rührt sich. Da sagt ein Mann zu seiner xantippenhaft aussehenden Ehehälfte: „Laura, willst du nicht den Versuch machen?"

Der stärkste Mann eines Zirkus prahlte einem Bekannten gegenüber mit seiner Riesenkraft. „Da sehen Sie mal meine Fäuste an!" sagte er. „Neulich nahm ich einen Ziegelstein in die Hand und zerdrückte ihn zu Staub. Dann ging ich in den Wald, riß mit jeder Hand einen Baum aus und verrieb sie gegeneinander zu Sägespänen." — Da sich sein Zuhörer nicht genügend wunderte, so fuhr er fort: „Und nun hören Sie noch dies: Auf dem Felde weideten zwei Ochsen. Mit jeder Faust faßte ich einen und zerdrückte sie zu Bouillon."

Die Rivalin Venedigs.

Zu Gennas Geschichte.

Von Dr. Christian Rodegg.

Bisher ist es von den Städten der Apenninen-Halbinsel nur das ewige Rom gewesen, dem es vergönnt war, Gesetze zu erlassen, auf die der Erdkreis hören mußte. Wenn nun von Genua aus Entscheidungen ergehen sollen, die die gemarterte Welt sich sehnt, als Ankündigung einer neuen Aera der Befriedigung zu empfangen, so wird dieser stolze Anspruch einer Stadt Italiens zuteil, deren Vergangenheit und Gegenwart bei all ihren Vorzügen doch denen ihrer glänzenden Schwestern nicht gleich kommt. Roms gewaltiger historischer Nimbus, Neapels landschaftlicher Zauber, die künstlerische Bedeutung von Florenz und Venedigs Romantik, sie alle vermag Genua nicht zu erreichen. Aber von allen hat die mitten im Paradies der Riviera gelegene erste Hafenstadt Italiens etwas, und sie hat sich auch in früheren Zeiten nicht gescheut, um die erste Stelle zu buhlen und Venedig, der Königin der Meere, den Rang streitig zu machen. Freilich, allzu günstige Vorzeichen für Frieden und Versöhnung bietet die von Zwist und Parteiungen zerrissene Geschichte Genuas nicht.

Die alte Hauptstadt Liguriens, die nach dem Sturz Roms unter den Goten und Oströmern, dann unter den Langobarden und schließlich unter den Franken gestanden hatte, errang sich während des 10. bis 12. Jahrhunderts immer mehr Selbständigkeit, so daß sie schließlich fast nur noch dem Namen nach dem Kaiser unterworfen war. Diese Selbständigkeit hatte aber natürlich auch bald die ersten Versuche Genuas zur Ausbreitung seiner Macht und damit die ersten Zusammenstöße mit den Nachbarn im Gefolge. Die Inseln Sardinien und Korsika lagen lockend vor den Augen der Genuesen: gemeinsam mit den Pisanern vertrieben sie die Araber aus Sardinien, um bald mit den Kampfesgenossen in Streit um die Beute zu geraten. Ein päpstlicher Schiedsspruch vermochte den Zwist nicht dauernd beizulegen, der fast 200 Jahre währte, um schließlich doch mit einem Ausgleich zu enden. Die beiden Nachbarstädte gewannen dadurch gleiche Rechte, wenigstens auf Korsika. Die Rivalität mit Pisa setzte sich in dem großen Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen fort; auf seiten des Papsttums stehend, vernichteten die Genuesen 1284 in der Schlacht bei Meloria die pisanische Flotte. Die Stadt, die ihre Herrschaft bereits an der Riviera zu beiden Seiten ausgedehnt hatte, wurde durch Vormacht in den ihr näher liegenden Teilen des Mittelmeeres; sie gewann Elba und faßte Fuß an der Küste von Nordafrika. Weiter richtete sie nun ihre Blicke nach dem Osten und verfolgte die neuen Ziele mit großem diplomatischen Geschick und glänzendem Gelingen; dadurch, daß Genua sich auf die Seite der aufsteigenden oströmischen Dynastie der Paläologen stellte, erhielt es Handelsfreiheit im griechischen Reich und die Verbündeten räumten ihm die Vorstädte von Konstantinopel, Pera und Galata ein. Von da aus setzten sich die genuesischen Kaufleute da und dort an den Küsten fest: am Schwarzen Meer wie am Golf von Smyrna, auf Chios, Samos und Cypern. Damit war Genua aber selbst einem gewaltigen Gegner ins Gehege geraten, und es begann jenes hundertjährige Ringen mit Venedig, das 1379/81 in der Niederlage der Genuesen bei Chioggia und im Frieden von Turin seinen endgültigen, für Genua ungünstigen Abschluß fand.

Der blühende Handel Genuas und seine steigenden Machtansprüche ruhten indessen nicht auf gesunder Grundlage. Fortwährende Parteistreitigkeiten und Aufstände, in denen vor allem der Volksmann Simons Boccanera sich im Kampf gegen den Adel hervortat, zermürbten die Kraft des Staats, so daß es schließlich doch, beim Ausland Schutz suchend, die mühsam erkämpfte Freiheit opfern mußte. Die Oberherrschaft wechselte zwischen Frankreich und Mailand, die Bürgerschaft zerklüftete sich weiter in Parteien, die sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite schlugen; Putsche, innere und äußere Kämpfe lösten sich ab. Dazwischen schoben sich wieder kurze Zeiten der Selbständigkeit ein. Die Finanzen verwaltete währenddem die von der Staatsregierung ganz unabhängige, 1407 gegründete Bank von Sankt Georg trefflich, aber der Reichtum Genuas sank mit seinem Handel, den die Ausbreitung der Türkenherrschaft beeinträchtigte.

In Andrea Doria erstand der Stadt wieder ein großer Führer. Er erklärte sich für Karl V.; die Franzosen mußten Genua räumen, der Kaiser erkannte die Unabhängigkeit der Stadt an, und Doria gab ihr eine neue Verfassung. Er herrschte so gut wie unbeschränkt, wenn er auch die Wahl zum Dogen oder gar die Erhebung zum Fürsten, die ihm Karl V. anbot, ablehnte. Versuche, Dorias Macht zu stürzen und die französische Herrschaft wieder aufzurichten, wie es die Verschwörung des Fiesko bezweckte, blieben erfolglos. Die innere Zerrissenheit war dennoch nicht auf die Dauer geheilt; weiter schwankte die Stadt, für sich doch nicht stark genug, zwischen den größeren Mächten hin und her. Immer aufs neue suchte man Anlehnung an Frankreich. Spanische Neigungen, die zur Zeit Ludwigs XIV. hervortraten, wußte der französische König durch ein Bombardement, das den Dogenpalast und andere Gebäude in Brand steckte, zu kurieren, während Genua im Oesterreichischen Erbfolgekrieg wieder für seine französischen Sympathien durch eine österreichisch-sardinische Armee bestraft wurde. Die Stadt kostete alles Leid der Schwäche aus: wie sie einst zu Ludwig XIV. eine feierliche Gesandtschaft hatte abordnen müssen, um seine Verzeihung zu erbitten, so mußten jetzt der Doge und sechs Senatoren nach Wien reisen, um Abbitte zu leisten. Auch was eine schwere Kriegsentschädigung, was Besetzung durch eine gewalttätige, feindliche Macht bedeutet, lernte Genua gründlich kennen.

Die Revolutionskriege und Napoleons Herrschaft brachten der Stadt die letzte Periode der Wirren. Wiederum schwankte sie dahin und dorthin, wurde herüber- und hinübergerissen. Von Napoleons Gnaden entstand eine liturgische Republik, vorübergehend von den Oesterreichern besetzt, im Jahre 1805 zu Frankreich geschlagen. Nach Napoleons Sturze zogen die Engländer in Genua ein, die die republikanische Verfassung wieder herstellten. Es war die Vorbereitung zu ruhigeren Zeiten, die allerdings die letzten Träume eines genuesischen Staates zerrinnen ließen. Der Wiener Kongreß vereinigte die Republik als Herzogtum mit dem Königreich Sardinien, bis es schließlich im italienischen Einheitsstaat aufging.

Lenzlied.

Jetzt blühen schon bald
Schneeglöckchen im Wald,
Dann kommen die kleinen,
Goldenen, feinen
Schlüsselblümchen herfür,
Oeffnen dem Frühling die Tür
Und über ein Weilchen
Die Märzenveilchen
Und dann und dann
Klingt Maiensang
Und Glöckchenklang
Den Wald entlang.
Und kehrt der Flieder
Erst gar uns wieder,
Pflück ich am Rosenstrauch
Die ersten Knospen auch
Und wind zum Sonnwendtanz
Den vollen Blütenkranz.

Della Reich.

Die Verleihung von Ehrenzeichen an Mitglieder Freiwilliger Feuerwehren betreffend

Aufgrund der Verordnung vom 3. November 1920 (Ges. und V.-Bl. 1920 S. 518) hat das Staatsministerium den nachgenannten Feuerwehrleuten das Ehrenzeichen für 25- bezw. 40jährige Mitgliedschaft verliehen:

A. Für 25jährige Dienstzeit.

I. Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe:

1. Kaspar Müller, Schmiedmeister,
2. Wilhelm Jakob Zöller, Schneidermeister,
3. Adalbert Gottschammer, Schreinermeister,
4. Friedrich Knodel, Buchdruckereibesitzer,
5. Emil Adolf Meeß, Tapezierermeister,
6. Karl Friedrich Förster, Eichmeister,
7. Friedrich Wilhelm Greiser, Bäckermeister.

II. Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe-Mühlburg.

8. Karl Wilhelm Striebel, Steinhauermeister,
9. Gustav Adolf Fabri, Schlossermeister,
10. Adolf Jakob Wenner, Schmiedmeister,
11. Karl Friedrich Scheeder, Metzgermeister.

III. Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe-Grünwinkel.

12. Johannes Albecker, Landwirt.

IV. Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe-Rüppurr.

13. Daniel Haffner, Maschinenarbeiter,
14. Wilhelm Friedrich Graff, Röster,
15. Ludwig Hohn, Maschinenarbeiter,
16. Hermann Martin, Maurer.

V. Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe-Beiertheim.

17. Heinrich Braun IV., Landw. u. Stadtverordn.,
18. Anton Fischer, Dreher,
19. Bernhard Hieronymus Martin, Landwirt,
20. Friedrich Hoffmann, Schmiedmeister,
21. Valentin Müller, Schreiner,
22. Anton Alois Braun, Landwirt.

VI. Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe-Daxlanden.

23. Ferdinand Jungkind, Maurer,
24. Josef Heß, Maurer,
25. Theodor Dannenmeyer, Maurer.

VII. Freiwillige Feuerwehr Eggenstein.

26. Karl Griesinger I, Zimmermann,
27. Karl Ludwig Huber, Metzger,
28. August Mayer, Landwirt.

VIII. Freiwillige Feuerwehr Leopoldshafen.

29. Wilhelm Mehret, Maurer.

IX. Freiwillige Feuerwehr Liedolsheim.

30. Karl Leopold Oberacker, Landwirt.

X. Freiwillige Feuerwehr Linkenheim.

31. Albert Gottlieb Heuser, Gemeinderat und Landwirt,
32. Karl Wilhelm Nagel, Landwirt,
33. August Wilhelm Nagel, Gasarbeiter,
34. Wilhelm Biannendörfer, Steindrucker,
35. Wilhelm Zwecker, Landwirt.

XI. Freiwillige Feuerwehr Rußheim.

36. Theodor Werner, Schuhmacher u. Landwirt,
37. Alfred Zwecker, Maurer und Landwirt.

XII. Freiwillige Feuerwehr Teutschneureut.

38. Gustav Adolf Baumann, Bäcker,
39. Julius Baumann, Gastwirt,
40. Karl Leopold Braun, Schmiedmeister,
41. Friedrich Wilhelm Eichsteller, Zimmermann,
42. Jakob Wilhelm Grether, Maurer,
43. Karl Wilhelm Grether, Ortsdiener,
44. Karl Christoph Glutsch, Landwirt,
45. Karl Leopold Knobloch, Maurer,
46. Wilhelm Jakob Kaufmann, Maurer,
47. Friedrich Wilhelm Linder, Maurer,
48. Wilhelm Linder, Landwirt,
49. Christoph Jakob Layh, Tapezier,
50. Friedrich Meinzer, Hafner,
51. Friedrich Wilhelm Meinzer, Landwirt,
52. Wilhelm Friedrich Meinzer, Schuhmacher,
53. Friedrich Wilhelm Meinzer, Zimmermann,
54. Jakob Christoph Meinzer, Maurer,
55. Wilhelm Friedrich Meinzer, Maurer,
56. Friedrich Nagel, Bäcker,
57. Karl Jakob Nagel, Gastwirt,
58. Jakob Friedrich Nagel, Maurer,
59. Leopold Ott, Maurer,
60. Karl Ludwig Ulrich, Bäcker,
61. Georg Richert, Schreiner,
62. Wilhelm Stern, Schmiedmeister,
63. Wilhelm Christoph Stober, Wagner,
64. Wilhelm Ludwig Weinbrecht, Sattler,
65. Wilhelm Dyonisius Weinbrecht, Maurer.

B. Für 40jährige Dienstzeit.

I. Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe.

1. Johann Guthörle, Schuhmachermeister,
2. Wilhelm Philipp Günther, Feilenhauer.

II. Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe-Mühlburg.

3. Leopold Wilhelm Scheuerpflug, Zimmermann.

III. Bahnhof-Feuerwehr Karlsruhe.

4. Jakob Christoph Herrmann, Werkhelfer.

IV. Freiwillige Feuerwehr Friedrichstal.

5. Wilhelm Friedrich Gorenflo, Landwirt.

V. Freiwillige Feuerwehr Graben.

6. Karl Wenz, Schuhmachermeister.

VI. Freiwillige Feuerwehr Liedolsheim.

7. Johann Friedrich Roth, Schmied,
8. Ludwig Bolz, Schuhmacher,
9. August Seith, Blechner.

Karlsruhe, den 28. März 1922.

Bezirksamt.

Wo befindet sich das volkstüml. Seifenhaus?

Veröffentlichung.

In der Privatklagesache der Elisabeth Hollenweger hier, Herrenstraße 45, vertreten durch Rechtsanwalt Heinsheimer hier, Privatklägerin — Widerbeklagte — gegen den Schneidermeister Franz Heck hier, Gartenstraße 7, Angeklagter — Widerkläger — wegen Beleidigung hat das Schöffengericht zu Karlsruhe am 20. März 1922 für Recht erkannt: Der Angeklagte — Widerkläger — wird wegen Beleidigung zu einer Geldstrafe von 200 M.

— zweihundert Mark —

für den Fall der Unbeibringlichkeit zu 10 Tagen Gefängnis und zu den Kosten verurteilt. Der Privatklägerin wird die Befugnis zuerkannt, den verfügenden Teil des Urteils binnen 4 Wochen nach Mitteilung einmal im Karlsruher Tagblatt auf Kosten des Verurteilten zu veröffentlichen. Die Widerklage wird abgewiesen. Die Richtigkeit der Abschrift der Urteilsformel wird beglaubigt und die Vollstreckbarkeit des Urteils bescheinigt.

Karlsruhe, den 1. April 1922.

Gerichtsschreiberei Amtsgerichts. C. III.

Ehrmann, Gerichtsverwalter.

Dies veröffentlicht:
Rechtsanwalt Otto Heinsheimer.

Bekanntmachung.

Milchpreis betreffend.

Nachdem die Milcheinkaufspreise in den Lieferbezirken neuerdings eine weitere Erhöhung erfahren haben, wird mit Zustimmung des Milchausschusses der Verkaufspreis für die an Bezugsberechtigte der Reihen A und B gelieferten Vollmilch ab 7. d. Mts. auf ℳ 6.80 je Liter festgesetzt. Der Preis für Magermilch beträgt von diesem Tage an ℳ 3.80 je Liter.

Karlsruhe, den 5. April 1922.

Milchamt.

Lebensbedürfnisverein Karlsruhe.

Die Auszahlung der Dividende erfolgt am **Freitag, den 7. April,** vormittags von 7 bis 12½ Uhr und nachmittags von 1½ bis 4 Uhr, für die Nummern der neuen Markenbücher von **18001 bis 18800** an unserer Kasse, Roonstraße 28, gegen Vorzeigung des neuen Markenbuchs. Es wird dringend gebeten, Wechselgeld mitzubringen.

Der Vorstand.

Dr. C. Kunz, Frauenarzt
ist von Kriegsstraße 174 nach
Kriegsstraße 67
(Nähe Karlstor) verzogen.

Hans, Philipp.

Die glückliche Geburt eines gesunden Knaben zeigen an

Eugen Bähr und Frau Anna, geb. Emden

Karlsruhe, den 4. April 1922.
Haydnplatz 5.

Zu jeder Jahreszeit wird es bei Jung und Alt gern gesehen, wenn als erfrischende Nachspeise ein

Oetker Pudding

auf den Tisch kommt. Mit frischen gekochten oder eingemachten Früchten, mit Rhabarber oder mit Fruchtsaft angerichtet, ist dies zugleich eine nahrhafte und gesunde Speise. Der besondere Zusatz von knochenbildenden Salzen in Dr. Oetker's Puddingpulver macht diese zu einem hervorragenden Nährmittel für heranwachsende Kinder, und sollte diesen so oft als möglich vorgesetzt werden.

Dr. Oetker's Puddingpulver

kommen niemals lose, sondern nur in Originalpaketen mit der Schutzmarke

„Oetker's Hellkopf"

in den Handel.

Alpenverein — Skiclub Karlsruhe

Freitag, 7. April, 8 Uhr abends, im chem. Hörsaal der techn. Hochschule
Herr Schurhammer
Vortrag mit Lichtbildern.
Bergfahrten im Wetterstein und in der Silvrettagruppe.

Bekanntmachung.

Der Reichsverband deutscher Mineralbrunnen hat den weitergestiegenen Gestehungskosten entsprechend, seine Verkaufspreise neuerdings wiederholt erhöht.

Die Unterzeichneten sehen sich daher ebenfalls gezwungen, ihre Verkaufspreise jenen anzupassen und haben auch mit Rücksicht auf die weitergestiegenen Flaschenbruch-, Transport- und Fracht-Kosten folgende Preise festgesetzt:

Mindestpreise für Wiederverkäufer:		Ladenpreis:	
für Mineralwasser	½ Ltr. Mk. 5.00	für Mineralwasser	½ Ltr. Mk. 6.00
für Mineralwasser	1/1 Ltr. Mk. 6.00	für Mineralwasser	1/1 Ltr. Mk. 7.50
für Limonade und limonadeähnliche Getränke	⅓ Ltr. Mk. 1.50	für Limonade und limonadeähnliche Getränke	⅓ Ltr. Mk. 2.00
	½ Ltr. Mk. 2.00		½ Ltr. Mk. 2.50
	1/1 Ltr. Mk. 3.20		1/1 Ltr. Mk. 4.00
für Sodawasser	⅓ Ltr. Mk. 1.00	für Sodawasser	⅓ Ltr. Mk. 1.50
für Syphons	1/1 Ltr. Mk. 4.00	für Syphons	1/1 Ltr. Mk. 5.00

Für Wirte versteht sich der Verkaufspreis je nach Ihren Lokalen.

Die Mindestpreise für natürl. Mineralwasser verstehen sich für solche aus der I. Bezugszone. Für Mineralwasser aus weiteren Bezugszonen erhöht sich der Preis der höheren Bahnfracht entsprechend.

Bei Bezug von 20 Flaschen ermäßigt sich der Ladenpreis für Mineralwasser um 20 Pfennig pro Flasche.

Die Flaschen bleiben Eigentum der liefernden Firma und müssen auf jeden Fall dieser zum hinterlegten Pfande zurückgegeben werden, andernfalls die Flaschen zum Tagespreis in Rechnung gestellt werden.

Hochachtungsvoll

Verein der Mineralwasser-Fabrikanten von Karlsruhe und Umgebung.

Fundsachen.

In den Wagen der städt. Bahnen sind in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1921 gefunden worden:

Schirme, Stöcke, Bücher, Handschuhe, Geldbeutel, Taschen und anderes.

Die Empfangsberechtigten werden hiermit gemäß §§ 980 u. 981 B.G.B. aufgefordert, ihre Rechte an den genannten Gegenständen binnen 4 Wochen beim städt. Bahnamt Tullastraße 71, geltend zu machen.

Karlsruhe, den 4. April 1922.

Städt. Bahnamt.

Stammholz-Versteigerung

Die Gemeinde **Langensteinbach** versteigert gegen Barzahlung am **Montag, den 10. April** im Gemeindewald folgendes Nutzholz:

9 Eichen II.—IV. Klasse
5 Buchen II. u. III. Klasse
179 Fichten I.—VI. Klasse
82 Forlen I.—V. Klasse
40 Baustangen I. Klasse.

Zusammenkunft vorm. 9 Uhr beim Rathaus.

Langensteinbach, den 3. April 1922.

Gemeinderat.

Colosseum
Sandbichlers Bauern-Theater
Donnerstag, 6. April, abds. 8 Uhr:
Der verbotene Weg
Bauernkomödie mit Gesang u. Tanz in 3 Akt. v. J. Mooshofer

Versenkte, guterhaltene
Holzschrauben
1 Million in Größen von 20 bis 40 mm, im Ganzen oder auch geteilt abzugeben.
Mechanische Schreinerei Georg Schlitz,
Heidesheim (Rheinh.)

Hotel Römerbad Badenweiler
Eröffnet ab 1. April

Heute Eintracht.
Donnerstag, 6. April 7½ Uhr pünktlich
Brahmsfeier 4. Konzert
Alfred Hoehn
Klavierabend
Karten zu 8.—, 12.—, 15.—, 18 — u. 20 M. (einschl. Steuer)
Kurt Neufeldt

Badisches Landestheater.
Donnerstag, 6. April, 7 bis 9½ Uhr. Mk. 25.—
Th. Gem. B. V. B. Nr. 1401—1600
Katte.

Karlsruhe, Kaiserstraße 36a
Gebo-Seifenhaus.

Wie des Lebens Würfel fielen.

Roman von Fr. Lehne.

(80) — (Nachdruck verboten.)

Neugierig trat die Tochter von Frau Wartinger aus der Küchentür.

„Ah, Sie sind unsere neue Mieterin," sagte sie, Gilda von Kopf bis zu Fuß ungeniert musternd. Mit einem Blick erfaßte sie die große Vornehmheit und den selbstverständlichen Schick, mit dem diese angezogen war.

Ihre darin geübten Augen erkannten den Wert des überaus schlicht gearbeiteten dunkellila Schneiderkostüms und des dazu passenden Sammethutes. Sie sagte.

„Verzeihen Sie, wie ich aussehe — aber ich hatte heute noch so viel zu tun. Wenn man die ganze Woche so beschäftigt ist, bleibt einem zum Sonntag alles liegen."

Gilda war nicht geneigt, sich auf eine längere Unterhaltung einzulassen, wozu Rosel Wartinger anscheinend große Lust verspürte. Sie verabschiedete sich freundlich und ging.

Als sie nach Tische nach Hause kam, war sie sehr überrascht, das Mädchen in ihrem Zimmer zu finden. Ohne eine Spur von Verlegenheit zu zeigen, sagte Rosel, die in ihren Toilettegegenständen herumstöberte:

„Sie haben aber schöne Sachen, Fräulein Manborg — „die sind teuer gewesen". Mit sachkundigem Auge betrachtete sie die silberne Haarbürste. „Und so elegante Kleider haben Sie auch, sagt Mutter — ich würde sie schon gern mal sehen."

Gilda überhörte diesen Wunsch. Sie entledigte sich ihres Jackettes und Hutes, blätterte in einigen Notenheften und setzte sich auf das Sofa.

„Wollen Sie denn bei dem schönen Wetter zu Hause bleiben, Fräulein Manborg?" fragte Rosel erstaunt, die sich nicht entschließen konnte zu gehen, obwohl sie fühlte, daß ihre Gegenwart unerwünscht war.

„Ich möchte Klavier üben! Ihre Angehörigen sind ja fort! Dann stört es nicht."

„Aber zum Sonntag?"

„Das ist mir gleich. Ich glaubte, Sie seien auch schon fort!"

Rosel lächelte leicht.

„Ich gehe erst gegen fünf. Mit den Eltern ist mir's zu langweilig. Mein Doktor hat heute eine Einladung zu Tische. Halb sechs wollen wir uns am Marienplatz treffen; wahrscheinlich gehen wir heute abend ins Deutsche Theater."

Verwundert blickte Gilda Rosel an. Mit welcher Selbstverständlichkeit die „mein Doktor" sagte.

Nun, der Betreffende konnte sich schon ganz gut mit ihr sehen lassen. Nett, appetitlich, fesch war das dunkeläugige, hübsche, frische Mädchen mit der geschmeidigen und doch vollen Figur in der frisch gebügelten weißen Bluse und dem knappen blauen Kostümrock.

„Wo gehen Sie heute abend hin, Fräulein Manborg?"

„Ich? Ich bleibe zu Hause!"

„Am Sonntag zu Hause bleiben? Haben Sie niemand, mit dem Sie ausgehen?"

„Nein!" sagte Gilda fast schroff, „ich will lesen!"

Auf dem Tisch lagen einige Bücher, nach denen Rosel griff. Sie las die Titel: „Unfug des Sterbens —" „In Harmonie mit dem Unendlichen —". Lesen Sie so etwas, Fräulein Manborg?"

„Selbstverständlich — warum nicht?"

„Na, mir ist es zu hoch! Das verstehe ich nicht!" entgegnete Rosel offen, und dann fragte sie plötzlich: „Wie sind Sie eigentlich zu uns gekommen, Fräulein Manborg? Sie passen doch gar nicht hierher."

„Das Leben hat oft sonderbare Einfälle, Fräulein Wartinger!" bemerkte Gilda ausweichend.

Rosel fing an zu verstehen. Teilnehmend betrachtete sie die Hausgenossin.

„Sie sehen sehr blaß und traurig aus, Fräulein Manborg. Sie waren wohl krank?"

Gilda nickte.

„Ja, Fräulein Wartinger, und das hatte viel gekostet."

„Was sind Sie eigentlich, Fräulein Manborg? Gelt, ich bin sehr neugierig, daß ich so viel frage — aber so meine ich es nicht — bloß weil Sie mir leid tun — und da dachte ich, wenn ich Ihnen vielleicht helfen könnte." Rosel errötete; hinterher war ihr eingefallen, daß ihre vielen Fragen Gilda vielleicht verletzen könnten.

Doch Gilda schüttelte den Kopf und sah sie freundlich an.

„Ich verstehe Sie wohl, Fräulein Wartinger und bin Ihnen nicht böse. Ich studiere Musik, daher muß ich fleißig üben. Aber mein Ueben hat leider nicht den Beifall Ihrer Eltern."

„Ach, da müssen Sie sich nichts draus machen — einfach sich vor das Klavier setzen und spielen — die Eltern verstehen ja gar nichts. Und die Mutter schilt so viel auf mich — sie grantelt den ganzen Tag. Ich lasse sie reden. Und meinen Sonntag lasse ich mir nicht nehmen. Wenn man sich die ganze Woche plagt, will man auch seinen Sonntag haben. Und mein Doktor ist ein feiner Mann!" Einem plötzlichen Einfall Ausdruck gebend, sagte Rosel: „Kommen Sie heute abend mit uns, Fräulein Manborg, es tut mir leid, wenn sie am Sonntag allein zu Hause sitzen."

Gilda war für den Augenblick entrüstet — was dachte sich das Mädchen. Aber dann fiel ihr ein: es war doch gut gemeint! Darum lehnte sie freundlich, doch bestimmt ab.

Rosel Wartinger hatte ein großes Interesse an Gilda gefunden: sie suchte förmlich deren Verkehr. Abends, wenn sie zu Hause war, kam sie unaufgefordert in Gildas Zimmer, als sei dies die selbstverständlichste Sache von der Welt.

Rosel war Verkäuferin in einem großen Warenhaus.

Mancherlei hatte sie schon erfahren, und mit größtem Freimut plauderte sie über alles Mögliche und Unmögliche, daß Gilda nur staunte.

Gilda hatte sich wie eine Prinzessin in einer vornehmen, etwas hochmütigen Abgeschlossenheit gehalten, äußerst wählerisch in ihrem Verkehr — und jetzt mußte sie in enger Berührung mit Menschen leben, denen sie früher weltenfern gewesen. Unsagbar litt sie darunter — wie ein wüster Traum kam ihr das oftmals vor.

Und doch: ohne daß sie es wollte, mußte sie über manches nachdenken, was Rosel gesagt.

„Sie sind schön dumm, Fräulein Manborg, daß Sie immer zu Hause bleiben," hatte heute abend Rosel erst wieder gemeint. „Genießen Sie Ihre Jugend. Wer so fein und schön ist, wie Sie, der findet bald jemand anders, wenn es mit seinem Gspusi vorbei ist!"

Mit welcher Selbstverständlichkeit Rosel doch angenommen, daß Gildas Zurückgezogenheit Grund in Liebeskummer hatte.

Sie konnte dem Mädchen dennoch über diese Unzartheit nicht böse sein, da sie ganz Rosels Gedankenkreis entsprungen war.

Und Rosel hatte nicht das Unrechte getroffen. Ja, es war mit dem Herzallerliebsten vorbei.

Fortsetzung folgt.